

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 7

Artikel: Pestalozzi

Autor: Zulliger, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634537>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das wissende Lächeln aber, das die Lippen spitzig in den starken Bart hineinführte, erschien noch gefährlicher, wenn die weiße Linie um die Lippen aufblinlte.

(Fortsetzung folgt.)

Pestalozzi.

Bilder und Gedanken.

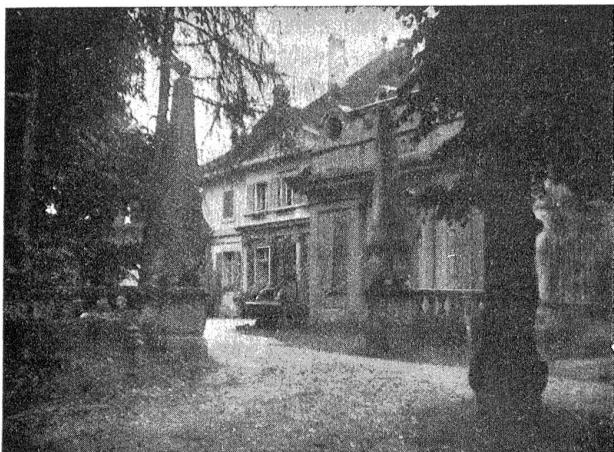
Man zählt um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Durch Nacht und Sturm flüchten eine Schar verumunter Gestalten auf unwegsamen Pfaden von Chiavenna dem Splügenpass zu. Lautlos geht die Fahrt. Das stille Weinen der Frauen, das mühselige Reuchen der Männer, die auf ihrem Rücken kleine Bündel tragen, in der Haft zusammengegraffte Habseligkeiten, schlägt der Wind an die grauen Felsen. Wer angstvoll und doch sehnüchtig talwärts blickt, erblickt drunten in der ennetburgischen Herrschaft Cläven riesige Fackeln, die den Himmel und die jagenden Wolken röten. Es sind die brennenden Häuser und Höfe der Neugläubigen; mit Feuer und Schwert reinigt man das Tal von den Reckern, Chiavenna erlebt seine Bartholomäusnacht.

Nicht die schlechtesten Bürger sind es, die dem Morden und Sengen durch die Flucht zu entrinnen suchen. Leute von gutem und angesehenem Geschlechte befinden sich darunter, die Orelli, die Gagliardi, die Pestalozzi. Tonio Pestalozzi, auch er will sich nach dem gastfreundlichen Zürich durchschlagen. Durch Fleiß, Ehrsamkeit und Arbeits tüchtigkeit möchte er sich dort ein neues Leben zimmern. Ob er wohl ahnt, daß sein Geschlecht, das er durch seine eilige Flucht vor dem Untergange bewahrt, dazu bestimmt ist, zwei Jahrhunderte später der Welt einen Feuergeist zu schenken, dessen Ideen ebenso wichtig waren wie die eines Zwingli, Calvin und Luther, um deren willen er sein Leben aufs Spiel gesetzt hat?

Wie sollte er auch an solcherlei denken! Born entsteht ein Gemurmel. Man hat die Bachhöhe erreicht. Erleichtert atmet man auf und wirft einen letzten Blick nach der Heimat, in deren Boden rotes, warmes Bruderblut sidert...

Unsere Zeit. Man kämpft nicht mehr mit dem Schwerte um Ideen. Man mordet sich um eitle irdische Güter, großzügig tut man es mit allen technischen und chemischen Errungenheiten, die den Stolz des Zeitalters bedeuten. Der Krieg ist der Maßstab der Erfindungen aller Art: was ihm dient, gilt — was ihm nicht dient, bleibt unbeachtet...

Die Idealisten sind dünn gesät. Wir reden viel von Menschlichkeit, weil wir sie nicht mehr besitzen. Wie sollten wir sonst über sie reden müssen?



Das Landgut Tschiffeli bei Kirchberg.

Wir zehren von den Ideen der Vergangenen. Und wo sie der Staat oder die herrschende Gemeinschaft als „ge-

fährlich“ betrachten, verwendet man viel bessere Mittel, sie unschädlich zu machen, als Feuer und Schwert: man zapft sie in Paragraphen ab und lässt sie darin eintrocknen. Solches verstand das sechzehnte Jahrhundert noch nicht. Man war robuster und — ehrlicher. Heute jubelt man den Geistes heroen zu, deren Gedankengänge man mißversteht, umgedeutet und seinen Bedürfnissen entsprechend angepaßt hat.

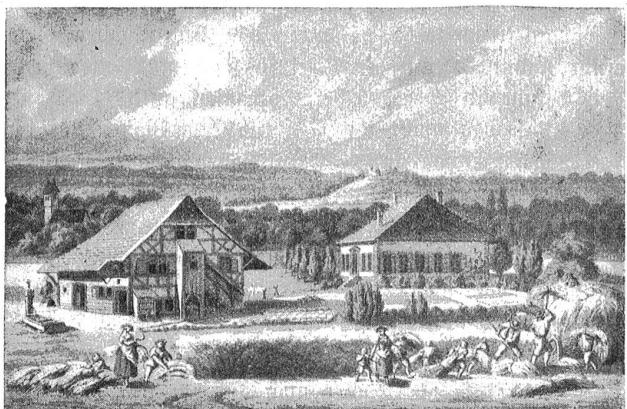
Wir feiern heute Heinrich Pestalozzi, es werden am 17. Februar hundert Jahre verflossen sein, seit er die Augen schloß. Aber was wissen wir von ihm? Wir haben vielleicht einige seiner Schriften gelesen, man versichert uns, daß er der Vater unserer Volksschulen sei, wir sehen sein Bild in den Schulstuben hängen und hören, daß er alles für die Armen opferte, in Stans, Burgdorf und Nyon.

Wenn wir uns jedoch die Mühe nicht ersparen, tiefer in sein Werk einzudringen, seine uns heute oft barock vor kommenden Weitschweifigkeiten übergehen und seine Grundidee ins Auge fassen, als dann müssen wir bekennen: Heinrich Pestalozzi war mehr als nur ein Wohltäter der Armen, mehr als nur ein genialer Schulmeister, der nun einmal in Gottesnamen seine Gedanken und sein Wollen völlig in die rauhe Realität umsetzen konnte, weil er ein Träumer, Phantast und kein Rechner und Berechnner war — Pestalozzi war ein Revolutionär!

Er war es so gut wie jener andere Zürcher, um dessen willen einst jener Tonio von Chiavenna in die Stadt an der Limmat flüchtete, wie der Reformator Huldreich Zwingli. Dieser starb als Held für seine gute Sache, aber er wußte: trotz der Niederlage mußte sie siegen! So war er noch im Tode getrost und ruhig.

Um ein Jahrhundert später schenkte unser Land der Welt den „Vater der großen Revolution“, Jean Jacques Rousseau. Als er sein wandermüdes Haupt zum Sterben neigte, war er wohl erbittert, arm, einsam. Aber er konnte sich nicht verhehlen, daß draußen im bedrängten und ausgehungerten Volke seine Ideen lebendig waren, und daß der Tag kommen mußte, da sie zur Tat wurden, und daß dieser Tag nicht allzu ferne mehr war.

Heinrich Pestalozzi starb als Einsamer, gebrochen von der letzten schändbaren und ungeheuerlichen Polemik gegen sein Lebenswerk. Und doch hatte er bis zu seinem letzten Atemzug nie an der Güte, Rechtschaffenheit und Richtigkeit dessen gezweifelt, was er immer eifrig sich bemühend erstrebt hatte. Als Greis trug er ein ebenso revolutionäres Herz in seiner Brust, wie als Jüngling, wo er seine Pfeife rauchend, von der Meisenzinne aus zusah, wie von Henkershand auf Anordnung der Regierung das „Bauerngespräch“ öffentlich verbrannt wurde — eine Flugschrift, die seinem Freundeskreise zur „Gerwe“ entsprungen war und die Patriizer aufrütteln wollte, damit sie mit der Landbevölkerung menschlicher verfare.



Der Neuhof bei Birr.

Damals beherrschte ihn nur der dunkle Drang zu helfen, wo Not war und Elend herrschte, aber schon ahnte er, daß

sich sein Leben nicht geruhig und spießbürglerisch abspielen werde, obwohl er noch nicht wußte, wozu es ihn trieb.

Aber was ihn trieb, das wußte er schon: es war die Liebe zu den Menschen! Sie zu gestalten war seine revolutionäre Sendung.



Jakobli, Pestalozzi's Sohn.

Im oberen Hirschengraben zu Zürich wurde dem Wundarzt Johann Baptist Pestalozzi am 12. Jänner 1746 ein Söhnlein geboren, das er auf den Namen Johann Heinrich taufen ließ.

Schon fünf Jahre später starb der Vater. Die Erziehung seiner Kinder, außer Heinrich war noch ein Sohn und ein Töchterlein da, lag nun ganz in den Händen der Mutter, die aus der angesehenen Chirurgenfamilie Höz aus Richterswil stammte, und der treuen Magd Babeli (Barbara Schmid aus Buchs), die 41 Jahre bei „Frau Pestaluzzin“ treu diente. Man zog, da die Mittel knapp waren, in eine wohlfeilere Wohnung „zum roten Gatter“ an der Münsterstrasse um, wo Heinrich seine Knabenjahre meist in der Stube oder in der Schule am Fraumünster verbrachte.

Ein für seine Lehrer bequemer Schüler war er nicht. Er wagte es, schon damals gegen die Brügelpädagogen des „Carolinums“, wie die Schule hieß aufzutreten, er nahm schon damals für die Schwachen und gegen Ungerechtigkeit und Roheit energisch Partei. Im Hause seiner Großeltern in Richterswil und beim Großvater väterlicherseits in dem sonnig gelegenen Höngg verbrachte Heinrich seine Ferien, wobei ihm die Augen aufgingen für die Armut und Bedrücktheit der Landleute.

Als Jüngling trat Heinrich der von Johann Jakob Bodmer gegründeten „Helvetischen Gesellschaft zur Gerwe“ bei. Man nannte sie die „Patrioten“. Die Mitglieder trugen sich ihre Gedanken zur Reformation der damaligen Zustände in der alten Eidgenossenschaft vor, woran der junge Pestalozzi regen Anteil nahm. Lavater, Kaspar Bluntschi, Rudolf Schinz, Kaspar Schultheiss und der später in London berühmt gewordene Maler Heinrich Füssli waren seine Freunde.

In Zeitschriften und Flugschriften machten die jungen Leute der „Gerwe“ ihren Bestrebungen Luft. Sie traten gegen die Aristokratie auf, welche den Landleuten weder Freiheit noch Wohlstand gönnite. Die „gnädigen Herren und Obern“ ließen sich ein solches Vorgehen noch viel weniger bieten, als wenn heute ein empörter Bürger den Instanzenweg umgeht und sein Begehr direkt bei der höchsten entscheidenden Behörde oder Kommission anbringen will. Pestalozzi fasste mit anderen Freunden drei Tage Rathausarrest, und der Henker verbrannte eine „anstößige“ Schrift, die dem Zirkel der „Gerwe“ entsprungen war.

Die Jünglinge suchten nun selber das Landleben auf. Nicht allein um zu beobachten, sondern um tätig mitzuhelpfen



Frau Anna Pestalozzi geb. Schultheiss.

bei den Arbeiten der Bauern. Pestalozzi fand sich wieder in seinem geliebten Höngg, wo er mit der Sichel Korn und Roggen schnitt und sich dabei alle seine Finger verletzte.

Um ein wirklicher Landmann zu werden, bedarf es mehr als eines guten Willens und ehrlicher Begeisterung. Man muß von Jugend auf dabei gewesen sein — es ist heute noch nicht anders! Die Stadtleute können sich vom eigentlichen Wesen des Bauern und Bauerntums niemals einen richtigen Begriff machen — dagegen helfen weder Trachten-, noch andere Verbrüderungsfeste...

Pestalozzi sah das ebenso wenig ein, als die Städter von heutzutage. Er ließ sich nicht entmutigen und sehnte sich darnach, einen der berühmten landwirtschaftlichen Musterbetriebe kennen zu lernen.

Damals machte der bernische Patrizier Johann Rudolf Tschiffeli in Kirchberg seine landwirtschaftlichen Versuche. Er pflanzte fremdländisches Gemüse an, betrieb Baumschulen und Kräppkulturen, und wenn ihm ein Versuch mißriet, so hatte das nichts zu bedeuten; denn er war begütert genug, um sehr große Verluste wohl zu ertragen. Seinem — wir würden heute sagen: „Spleen“, ein muster-gültiger Landwirt zu sein, war er gewillt, all sein Vermögen zu opfern.

Pestalozzi reiste zu Tschiffeli, nachdem er um die Hand einer Schwester seines Freundes Schultheiss angehalten hatte. Die Eltern Schultheiss waren zwar über die Verwerbung des schwarzhaarigen, auf äußerliches Auftreten nichts gebenden und wenig repräsentablen Freiers wenig erfreut. Sie waren brave Spießbürger, ihr Fleiß hatte sich darin erschöpft, die Zuckerbäckerei und den Spezereiladen auf die Höhe zu bringen, und ihre Absicht zielt dahin, die Tochter Anna einem Manne zu vermählen, der nicht über die schwiegerelsterlichen Tugenden hinaus ragte. In Pestalozzi fühlten sie den „Marren“, den Träumer, den Unpraktischen, dessen Lebenswerk sich nicht in der Wahrung und Vermehrung ererbten Vermögens erschöpfen würde, den Revolutionär, der bange macht, ihm ein Kind als Gattin zu überlassen.

Heinrich Pestalozzi wußte selber genau, daß es nicht leicht sein würde, an seiner Seite durchs Leben zu gehen. „Teuerste Schultheiss“, schreibt er an Anna, „ohne wichtige, sehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeiehn!“

Nachdem er von Kirchberg zurück war, wollte er eine eigene Landwirtschaft betreiben, nicht zuletzt, um der schroffen Mutter seiner Angebeteten zu zeigen, was er leisten konnte. Er bezog ein Haus in Mülligen und kaufte Land an. Er wollte es urbarisieren und mit der Krappwurzel bebauen.

Schon damals suchte er den vielen Armen seiner näheren Umgebung eine lohnende Beschäftigung zu verschaffen. Er gab ihnen Rohbaumwolle zum Verspinnen und brachte die Fertigfabrikate der aufblühenden Haushaltswirtschaft nach Zürich auf den Markt.

Seine Werbungen um Anna Schultheß erneuerte er und brachte, da die Braut treu zu ihm hielt, schließlich die Eltern zum Einverständnis. Ihre Mutter sagte allerdings zu Anna: „Ich wünsche, daß es dir so gehe, wie du hoffst; denn du wirst zu Wasser und Brot eingeladen!“

Ein Vetter der Braut traute das Paar in dem Kirchlein zu Gebenstorff.

Als dem Ehepaar ein Knäblein, der Jakobli, geschenkt wurde, war das Glück groß. Der Vater wollte seinen Sohn nach den Grundsäzen Rousseaus, wie dieser sie in seinem „Emile“ entwickelt, erziehen. Schon bald sah er jedoch ein, daß Freiheit nicht Ungebundenheit bedeuten konnte, sonst müßte die Erziehung mißraten.

Bald traf das junge Ehepaar das Mißgeschick. Die Bauern verlachten den Städter. Einer schlug ihm einen Fußbaum um, den er so liebt gehabt hatte. Ein Zürcher, der Pestalozzi für die Krappfultur, die sich nicht bewährte, Geld geliehen, zog es wieder zurück.

Pestalozzi wandelte seinen „Neuhof“ in eine Armenanstalt um. Er sammelte unter Mithilfe des bernischen Staates arme Kinder, die er unterrichten und beschäftigen wollte. Unter zahlreichen anderen war der später als Rahmenrafael berühmte Gottfried Mind aus Worblaufen sein Zögling, über den er schrieb: „Fredli Mynth von Worblaufen, sehr schwach, unfähig zu jeder anstrengenden Arbeit, voll Talent zum Zeichnen, die besonders sich ausgezeichnende Kreatur, voll Künstlerlaunen, mit einiger Schalkheit begleitet, Zeichnen ist seine ganze Arbeit, anderthalb Jahr hier, 10 Jahre alt.“

Ueber die Erziehung schwachsinniger Kinder schrieb er schon damals: „Es soll aber die Menschheit interessieren, daß auch Kinder von äußerstem Blödsinn, die durch gewohnte Härte dem Tollhaus aufgeopfert werden, durch liebreiche Leitung zu einem ihrer Schwachheit angemessenen einfachen Verdienst vom Elend eines eingespererten Lebens errettet und zur Gewinnung ihres Unterhaltes und zum



Pestalozzi in Stans.

Genuß eines freien und ungehemmten Lebens geführt werden können!“

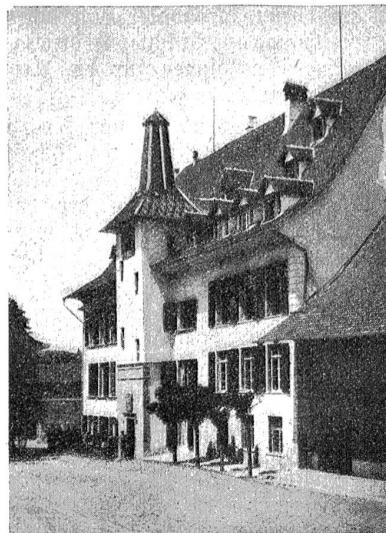
Aber Pestalozzi mußte mit seinen Armen bitterste Erfahrungen machen. Viele, die er aus dem ärgsten Elend errettet und neu gekleidet hatte, ließen ihm wieder davon, oder wurden von ihren Eltern zurückgeholt, um von neuem ein armeliges Zigeunerleben zu beginnen. Die Anstalt geriet in Geldnöte, trotzdem die Regierung und Private nicht kauerten.

Er mußte Land verkaufen. Verlassen, einsam, verbittert blieb er mit seiner Familie auf dem Neuhofe, von den Bauern als „die schwarze Pestilenz vom Neuhofe“ verhöhnt. Die Berner Regierung gab ihn auf, ebenso sein Beschützer, der Landvogt Thurner. Da meldete sich eines Tages eine Dienstmagd, Elisabeth Naf aus Rappel, um unentgeltlich ihre Dienste zur Verfügung zu stellen, weil sie an den Einsamen und sein reines Streben glaubte.

Ein treuer Freund, Isaak Iselin aus Basel, der eine Zeitschrift, die „Ephemeriden“ herausgab, ermunterte Pestalozzi immer wieder zur schriftlichen Niederschriftung seiner Ideen, die der Basler gerne abdruckte. „Die Abendstunde eines Einsiedlers“ erschien, das erste dichterische Werklein Pestalozzis, der sich nicht zum Schriftsteller geboren fühlte. Der erste große Wurf war das bald darauf folgende „Lienhard und Gertrud“, das wir heute in einer schönen, billigen Ausgabe beim Verein zur Verbreitung guter Schriften beziehen können. Es erging Pestalozzi wie Gottlieb und anderen Dichtern, die über Dorfleute geschrieben haben: man glaubte, in den Gestalten seiner Dichtung bestimmte Bürger wiederzuerkennen, was eines Teils viel Schadenfreude, für den Dichter jedoch viele Bitternis brachte — ebensoviel wie für die sich betroffen führenden.

„Lienhard und Gertrud“ machten den „schwarzen Pestalozzi“ in der ganzen deutschsprechenden Welt bekannt und warben ihm neue Freunde. Das ermutigte ihn zur Herausgabe einer eigenen Zeitung. In Brugg erschien seine Wochenschrift, das „Schweizerblatt“. Eine der bedeutendsten Arbeiten Pestalozzis, die darin veröffentlicht wurde, ist eine Museinanderersetzung mit der Kriminalgesetzgebung („Gesetzgebung und Kindermord“). Darin vertritt er Ideen, die noch heute modern anmuten, z. B.: „Gefängnis, Zucht- und Arbeitshaus ist nichts anderes und soll nichts anderes sein als rückführende Schule des verirrten Menschen in die Bahn und den Zustand, in welchem er gewesen wäre ohne seine Verirrung.“

Die Wochenschrift mußte aus Mangel an Lesern nach kurzer Zeit eingehen. Der treue Iselin starb. Pestalozzi hatte



Das Johanniterhaus in Münchenbuchsee.

sich neue Freunde geworben. Darunter waren Fichte, Herder, aber auch Schweizer wie Fellenberg, der

junge Stäffer und Rengger, Leute aus der „Helvetischen Gesellschaft“.

Als die französische Revolution die alte Eidgenossen-



Schloss Yverdon.

schaft fast von einem Tage auf den andern wegsegte, anbot Pestalozzi der neuen Regierung seine Dienste. Er verlangte ein Amt, darin er „dem Volke dienen“ könne.

Man berief ihn zum Schriftführer der Regierungszeitung „Helvetisches Volksblatt“. Pestalozzi, der die Berufung mit Freuden annahm, bedachte nicht, daß ihm die Hände gebunden wurden: er sollte in seinem Blatte vertreten, was die Regierung für gut fand.

Darum war er froh, sein Amt abzugeben und nach Stans zu wandern, um dort im Auftrage der helvetischen Regierung und auf Betreiben des Ministers Rengger die Waisenkinder zu sammeln. Man überwies ihm dazu einen Flügel des Frauenklosters. Dort sorgte er, ohne jegliche Hilfskräfte, für achtzig verwahrloste, durch die Not entweder scheu oder frisch gewordene Kinder, war ihnen Vater, Mutter, Arzt, Lehrer und Helfer in allen Dingen. „Das mein Herz an meinen Kindern hänge, daß ihr Glück mein Glück, ihre Freude meine Freude sei, das sollen meine Kinder vom frühen Morgen bis an den späten Abend, in jedem Augenblick auf meiner Stirne sehen und auf meinen Lippen ahnen“, schreibt er.

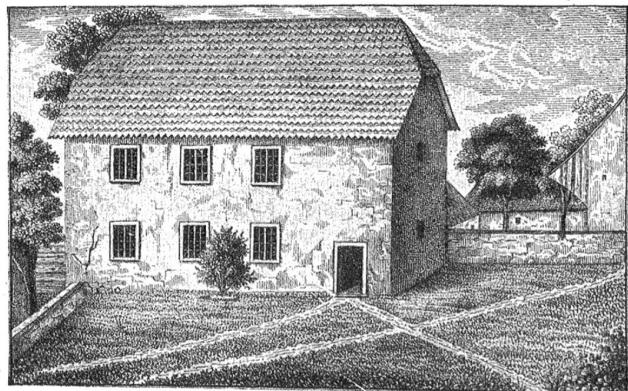
Es war der Regierungskommissär Heinrich Zschokke, der Pestalozzi aus seinem neuen Wirkungskreise vertrieb, weil er für die französische Armee Quartiere besorgen mußte.

Auf dem Gurtingel erholtete sich Pestalozzi von der neuen Enttäuschung, um der helvetischen Republik neuerdings seine Dienste anzubieten. Jetzt wußte er, was er leisten wollte: Volksschulerzieher wollte er werden. An der Hintersässenschule zu Burgdorf gab man ihm eine erste Stelle. In der selben Schulstube unterrichtete noch ein anderer Lehrer, der schon vor ihm dort gewesen, mit ihm zusammen, das ging auf die Dauer nicht gut. Pestalozzi war froh, als er an der Schule der Jungfer Stähele eine Stelle fand, wo er Kinder lesen und schreiben lernen konnte.

Bald darauf übernahm er, der eine Stelle als Seminardirektor ausgeschlagen hatte, weil er mit Kindern und nicht mit Erwachsenen seine Grundsätze zum Unterricht erproben wollte, die Armenanstalt im Burgdorfer Schlosse. In zahlreichen Aufsätzen und in dem Werke „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ setzte er seine Ansichten über das Lehren auseinander.

Die Herstellung der alten Kantone (Mediationsverfassung) brachte das Burgdorfer Schloß dem Kanton Bern zurück. Es wurde Sitz des Regierungsstatthalters — Pestalozzi mußte weichen. Man wies ihm das Johanniterhaus zu Münchenbuchsee an. Hier kam er mit Fellenberg auf Hofwil zusammen, aber die beiden vertrugen sich nicht.

Pestalozzi mußte wiederum weichen. Er erhielt jedoch Angebote von allen Seiten. Da entschied er sich, nach Yverdon überzusiedeln, wo man ihm das Schloß zur Verfügung stellte. Hier erlebte er seine Glanzezeit. Tat-



Das alte Schulhaus zu Birr mit Pestalozzis Grab.

kräftige Mitarbeiter umgaben ihn, Krüsi, Niederer, Rosette Rasthofer; Schüler aus dem Auslande kamen, um bei ihm zu lernen, wie man die Jugend erziehen soll. Das Waadtland und Frankreich machten ihn zum Ehrenbürger. Der russische Zar empfing ihn. Selbst von dem fernen England aus zeigte man Interesse für seine Sache.

Dann aber trafen ihn auch hier wieder bittere Schicksalsschläge. Seine Gattin starb, nachdem er schon seinen Sohn hatte ins Grab sinken sehen. Seine Gehülfen wurden aufeinander eifersüchtig und alle Beschwigungsversuche nützten auf die Dauer nichts, der Zwiespalt wurde immer größer und nahm die häßlichsten Formen an. Es kam zu schmerzlichen Trennungen. Niederer und Krüsi gründeten von sich aus Erziehungsanstalten, der erste prozidierte gegen Pestalozzi, den er darum haßte, weil er einen anderen Lehrer mit Namen Schmid ihm vorgezogen hatte.

Als Greis mußte sich Pestalozzi entschließen, Yverdon zu verlassen. Schmid begleitete ihn, dazu Pestalozzis Enkelkind Karl und vier Zöglinge. So kam er, der alles für seine Sache hingegeben hatte, auf Schusters Rappen wieder auf den Neuhof zurück.

Hier ging es mit dem Schwerverprüften rasch dem Ende zu. Ein Lehrer aus dem Institute Krüsis, mit Namen Eduard Bieber, verfaßte eine infame Schmähchrift gegen Pestalozzi, worin er ihm die haarsträubensten Gemeinheiten vorwarf. Das brach den alten Mann vollends. „O, ich leide unaussprechlich. Kein Mensch vermöchte zu fassen den Schmerz meiner Seele. Man verschmäht und beschimpft den alten, schwachen und gebrechlichen Mann und sieht ihn jetzt nur noch als ein unbrauchbares Werkzeug an. Dies tut mir nicht um meinewillen weh, aber es tut mir weh, daß man auch meine Idee verschmäht und verachtet und unter die Füße tritt, was mir heilig war und wonach ich während meines langen, kummervollen Lebens gerungen habe. Sterben ist nichts; ich sterbe gern, denn ich bin müde und möchte endlich Ruhe haben; aber gelebt zu haben, alles geopfert zu haben und nichts erreicht zu haben, alles zertrümmert zu sehen und so mit seinem Werk ins Grab zu sinken — o, das ist schrecklich, und ich kann es nicht aussprechen, und ich wollte gern noch weinen, und es kommen keine Tränen mehr...“

In einem Schlitten führte man mitten im Februar des Jahres 1817 den Greis nach Brugg, wo er seinen Arzt in nächster Nähe hatte. Aber es half keine medizinische Kunst mehr.

Unterm Dachtrauf des Schulhauses zu Birr wollte er begraben sein. Seine wenigen Freunde pflanzten ihm dort einen Rosenstrauch. Und wie dieser wuchs, neue Schösser trieb und immer reichlicher zum Blühen kam, so knospen

auch Pestalozzis Ideen in den Herzen der nachfolgenden Generationen... Pestalozzi hat zu schwarz gesehen, wenn er glaubt, er habe umsonst gelebt.

Er starb ein Jahrzehnt oder zwei zu früh, um einzusehen zu können, daß ihn eine spätere Zeit wieder zu Ehren ziehen werde. Er hätte das aufkommende Zeitalter des Liberalismus erleben müssen, das die Devise hochhielt: „Durch Bildung zur Freiheit!“ und „Wissen ist Macht!“

Die Zeit der Reaktion, die auf die napoleonischen Wirren folgte, die beständigen Verfassungsänderungen und der Kampf der politischen Parteien hatten ihre Schatten auf das lichte Werk Pestalozzis geworfen, und wenn wir heute lesen, was seine Kollegen Niederer und jener Bieber über ihn zusammenschriften, so begreifen wir nicht allein Pestalozzis Trostlosigkeit, wir werden erbittert und möchten boshaft sagen: Solch einen Schimpf könnten ihm nur neidische Kollegen antun — andere Leute hätten sich dessen geschämt!

Haben wir heute die Schule so organisiert, wie Pestalozzi es meinte? Es wird von maßgebenden Persönlichkeiten behauptet...

Letzthin wurde in der „Nationalzeitung“ eine Woche lang in zahlreichen Artikeln die Frage diskutiert, ob der Lehrer in der Schule zur Prügelstrafe befugt sei. Private, Schüler, aber auch die Pädagogen kamen zum Worte. Einer von ihnen verteidigte die Prügelstrafe, die bei zu geringen intellektuellen Leistungen da und dort noch angewendet wird — denn für die geringen Leistungen macht er Faulheit und Nachlässigkeit verantwortlich. Woher die Faulheit und Nachlässigkeit kommen, das fragt er sich nicht. Er scheint auch blind dafür zu sein, daß das Kind, das nicht ermüdet ist, nie „faul“ ist: es will immer beschäftigt sein und Betrieb haben.

Aber ich wollte nicht ein Kapitel Kinderpsychologie anschneiden — ich verwunderte mich bei der Lektüre der Zuschriften in der „Nationalzeitung“ nur, daß die Ansichten Pestalozzis nicht zitiert wurden — Pestalozzi — nach dessen Ideen ja unser heutiger Schulbetrieb aufgebaut sein soll...

Pestalozzi verwarf die Prügelei als Körperstrafen eines „fremden“ Erziehers und wollte sie nur dem leiblichen Vater eines Kindes gestattet wissen...

Pestalozzi verlangte vom Schulmeister, daß er an seinen Zöglingen wie ein Vater handle, soweit das erreichbar war, wo keine Bande des Blutes den Erzieher und das Kind verbanden. — In vielen Schulen wurde das so aufgefaßt, daß der Lehrer ein Tyrann sein sollte. Die Reaktion dagegen ist nicht ausgeblieben. Man gründete Schulen, wo die Lehrer nur die „Brüder“, die „Gleichberechtigten“ der Schüler waren — und hat dabei erleben müssen, daß das nicht angeht: Kinder müssen geführt werden! — Das hat Pestalozzi bei der Erziehung seines Jakobli klar gesehen und deutlich ausgesprochen.

Ich bin selber ein Schulmeister, stehe mitten drin in all den Problemen, die heute mehr denn je wieder die Schulmeisterköpfe beschäftigen — und ich habe oben auf einige Unabgeklärtheiten hingewiesen, nicht um anderen am Zeug zu flügen, sondern um zu zeigen, daß wir wahrscheinlich bei Pestalozzi noch viel zu lernen, daß wir noch viel zu erstreben und zu erreichen haben, bis unsere Schulhaltung wirklich pestalozzisch ist. Wir dürfen die Hände noch lange nicht in den Schoß legen... Das ist ein Selbstbekenntnis, wie es wohl jedem ernsthaften Lehrer heute aufsteigen muß, wenn er die vielen Publikationen über Pestalozzi durchgeht, die einen — wenigstens teilweise — glauben machen könnten, als hätten wir alles erreicht, was Pestalozzi erzieherisch erstrebte!

Wahrscheinlich machen sich die Leute, welche heute in der Armen- und Schwachsinnigerziehung und in

der Kriminalgesetzgebung, aber auch in der Politik drin stehen und sich in die Ideen Pestalozzis vertiefen, die gleichen Gedanken, wie sie sich der Volkschullehrer machen muß.

Es ist nicht damit getan, daß wir am 17. Februar den Tod jenes Großen durch ein Fest feiern und ihm eine Ehrung zuteil werden lassen, die er vor hundert Jahren nicht ahnte!

Die Pestalozzi-Feiern sollen eine Mahnung an uns alle sein, was wir beruflich auch sind und leisten! Wir müssen uns immer wieder jener Gedanken bewußt werden, die den leiteten, den wir heute feiern und ehren: der Verantwortlichkeit des Einzelnen allen gegenüber und der Liebe zur Menschheit, die ihn sein Leben lange selbstlos begleitete und sein Ziel war!

Es seien hier kurz noch auf einige wertvolle Werke über Pestalozzi hingewiesen.

Ernst Aeppli hat im Auftrage der „Pro Juventute“ bei Orell Füssli zum billigen Preise von Fr. 3.50 ein knappes, sachliches Büchlein „Heinrich Pestalozzi“ geschrieben. Es enthält, ausführlicher als es in diesem kleinen Aufsatz geschehen konnte, den Lebensgang des Meisters, wohlversehen mit Zitaten aus seinen Werken, die kurz skizziert sind. Eine große Anzahl von guten Photographien machen das Büchlein, das buchtechnisch tadellos ausgestattet ist, noch wertvoller.

Ein ähnliches Werk schrieb der Margauer Schriftsteller Adolf Haller: „Heinrich Pestalozzi, eine Darstellung seines Lebens und Wirkens“, verlegt bei Huber in Frauenfeld und illustriert mit 11 Holzschnitten von Würtemberger.

Wer lieber eine ausführlichere Darstellung liest, dem sei die bei Friedr. Reinhardt in Basel erschienene, von Josef Reinhardt geschriebene Pestalozzimonographie anempfohlen. Der Name des Dichters, der das Buch verfaßte, bürgt für den Inhalt. Man liest den Band wie einen Roman. Das Buch sollte in keiner Bibliothek fehlen, und man darf es auch den Kindern in die Hand geben, die es sicher mit großem Interesse lesen werden.

Ein Quellenwerk gab Raether in Zürich heraus „Pestalozzi“ (3 Bände), den ersten Teil, Briefe und Neuüberungen der Zeitgenossen, stellte Fritz Ernst, die beiden andern Teile, „Ideen“, Zitate aus den Schriften Pestalozzis stellte Martin Hürlimann zusammen. Das ganze Werk bedeutet das Beste, das mir unter die Augen kam, wenn man es nicht vorzieht, das gesamte Werk Pestalozzis (Verlag Cotta, Leipzig) zu studieren. Denn in den Quellen lebt die Epoche Pestalozzis lebhaft und unmittelbar vor uns auf. Wir vernehmen auch von der Kritik der damaligen Zeitgenossen und ahnen, gegen welche Vorurteile damals zu kämpfen war, und was für eine Niedertracht den alten Mann in Yverdon und in Birr schließlich brach.

Hans Bulliger, Ittigen.

Schweizerjugend und Zeichenkunst.

Zur Ausstellung in der Berner Kunsthalle.

„Es ist sehr wichtig, ja beinahe unerlässlich, daß die Kinder nicht bei der Wiedergabe einer andern Zeichnung stehen bleiben, sondern daß sie nach der Natur zeichnen lernen. Der Eindruck, den der Gegenstand selbst gibt, ist so viel fesselnder als seine bereits nachgeahmte Erscheinung. Es bereitet dem Kinde viel mehr Freude, sein Geschick im Versuch einer Wiedergabe dessen, was es umgibt und interessiert, zu üben, als an einer Kopie dessen zu arbeiten, was selbst nur eine Kopie ist und viel weniger lebendiger und anziehend aussieht als ein wirklicher Gegenstand...“ Pestalozzi, Briefe an Greaves.

Was in der Kunsthalle zu sehen ist, entspricht ganz dieser hier zitierten Forderung Pestalozzis an den Zeichen-